

Zitierhinweis

Morgenstern, Ulf: Rezension über: Riccardo Bavaj / Martina Steber (eds.), Germany and "The West". The History of a Modern Concept, New York: Berghahn, 2015, in: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung, 2015, 2, DOI: 10.15463/rec.1189737149, heruntergeladen über Website



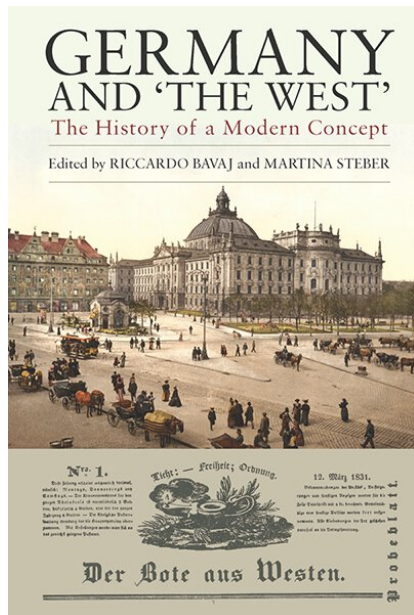
copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2/2015

Riccardo Bavaj/Martina Steber (Hrsg.): Germany and "The West". The History of a Modern Concept.

New York – Oxford: Berghahn, 2015, 317 S. ISBN: 978-1-78238-597-4



Tagungsbände brauchen manchmal etwas länger. Das ist für die Autoren unschön, muss für den Leser aber nicht schlimm sein. Im vorliegenden Fall geht die Sammlung von Aufsätzen auf einen Workshop im Deutschen Historischen Institut in London im Juli 2009 zurück. Neben den seinerzeit präsentierten Papers sind zusätzliche Aufsätze für den Band eingeworben worden, so dass man sich in insgesamt 17 Texten unter fünf Oberthemen dem weitgespannten Problemkreis „Germany and ‚the West‘“ annähern kann; der Bogen reicht vom 18. bis zum 21. Jahrhundert.

Die etwas längere Reifezeit hat sich gelohnt, das macht schon die Einleitung deutlich, die auf 37 reichlich mit Belegen versehenen Seiten einem Kompendieneintrag gleicht, obwohl sie vordergründig nur die Beiträge subsummiert. Die Herausgeber umreißen souverän den gegenwärtigen Forschungsstand sowie die Perzeptions- und Rezeptionsgeschichte des Begriffs des „Westens“ in Deutschland und die Wahrnehmung einer graduell unterschiedlichen Zugehörig-

keit Deutschlands zum Westen im 19. und 20. Jahrhundert. Sie scheuen sich nicht vor deutlichen Gegenwartsbezügen, etwa wenn sie die Frage aufgreifen, ob der Islamismus im Spiegelungsbedarf des Westens der neue Kommunismus sei? Anhand solcher Bezüge erhellt, für wie modern die Herausgeber den Begriff „Westen“ halten, was (wissenschafts-) biographisch keine Überraschung ist, denn beide haben – obwohl zunächst im deutsches Neuzeitforschen eingeübt – prägende wissenschaftliche Phasen in Großbritannien, dem europäischen Pol der „Anglosphere“, verbracht. Ihren Verankerungen auf beiden Seiten von Ärmelkanal und Atlantik ist ein beachtliches Portfolio an ausgewiesenen Beiträgern¹ und interessanten Ideen zu verdanken, zu denen das Eingehen auf die zeitgeschichtliche Diskussion von der Existenz zweier westlicher Hemisphären („Two Wests“, S. 3) gehört.

Steber und Bavaj erheben nicht per se das Stärken der westlichen Identität Deutschlands zum Programm. Vielmehr sollen Facetten der Westausrichtung in der „Identitäts-Formung“ Deutschlands herausgestellt werden. Das geschieht, schon einleitend, wohlthuend und angenehm moralfrei. Auf diese Weise historisieren die Herausgeber gleich einmal einen quicklebendigen Westernizer unter den deutschen Historikern auf dem eleganten Weg des Forschungsaufisses: Heinrich August Winklers langer Weg nach Westen sieht den Westen aus deutscher Sicher von innen, die Herausgeber und Autoren des Bandes sehen ihn von vielen Seiten, auch von innen.

Die Gliederung des Bandes folgt chronologischen Linien und systematischen Überlegungen gleichermaßen. Teil 1 ist „Rises and Silences of ‚the West‘“ überschrieben und wird mit einem Beitrag von Bernhard Struck eröffnet. In einem weiten Zugriff analysiert Struck die „Sprache(n) politischer, sozialer und kultureller Räume“ während der Koselleckschen Sattelzeit. Struck arbeitet dabei überzeugend heraus, dass und wie die seit der Winckelmann-

¹ Deutsche Autorennamen verweisen in der Hälfte der Fälle nicht auf deutsche Forschungsstandorte.

schen Klassikbegeisterung sprichwörtliche Nord-Süd-Dichotomie Europas im Fall der deutschen Selbstverortung in der nachnapoleonischen Zeit des frühen Liberalismus durch einen Ost-West-Gegensatz überlagert und schließlich abgelöst wurde. Zur Konnotation des Ostens gehörten dabei die langlebigen Zuschreibungen von „political and cultural backwardness“ (S. 50).

Das in diesem Zusammenhang im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts etablierte Konzept des vermeintlich konservativen Ostens und des liberalen Westens ist der Ausgangspunkt der folgenden Beiträge. In chronologischer Nähe untersucht Denis Sdvižkov die Anknüpfungen zwischen der russischen und der deutschen Ideengeschichte rund um den Begriff des Westens (S. 97-110). Douglas T. McGetchins Aufsatz über „Orient und Okzident“ bzw. „Ost und West“ als Diskurspaare in der deutschen Orientalistik (S. 111-123) behandelt (nicht nur) ein wissenschaftsgeschichtliches Thema von geradezu bildhafter Dialektik: McGetchin spannt einen ideengeschichtlichen Bogen von der Asienbegeisterung der Romantik über die nachhegelianischen Superioritätsannahmen des Westens bis zu einer „Second Oriental Renaissance“ nach dem Ende des Kaiserreichs und seiner Kolonien. Dass die deutschen „Orientalisten“, die wie ihre übrigen Philologenkollegen methodisch führend waren, lange kaum direkten Kontakt mit dem Orient, wohl aber mit den Handschriftensammlungen des Okzidents hatten, ist ein Treppenwitz der Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Auch Frank Lorenz Müller widmet dem Begriff des Westens im wissenschaftlichen Denken eine Studie, behandelt mit Rudolf von Gneist aber nur einen, wenn auch besonders interessanten, „West“-Bezüge vor allem aus eigener Anschauung bei Reisen nach England beziehenden Akteur. Gneist war neben seiner exponierten Rolle als Berliner Professor, Rektor und Wissenschaftsfunktionär auch ein prominenter liberaler Politiker und aktiver Vereinsmensch. Als solcher idealisierte er den englischen Parlamentarismus, so Müller, und gestaltete bei dessen Propagierung die Grenzen zwischen politischer Publizistik und Wissenschaft fließend (S. 157).

Benjamin Schröder widmet sich dem „Dilemma“, in dem die Vormärz- und Paulskirchen-Liberalen zwischen „Ost und West“ (S. 139-151) gesteckt hätten. Anders als die Radikaldemokraten hätten sie einen „more independent German nation state“ zwischen den beiden Polen in Ost und West bevorzugt; mit einer erkennbaren Schlagseite zum „civilized West“. Ambivalenzen verzeichnet auch Thomas Rohkrämer in seinem Aufsatz über den Begriff des Westens in der deutschen Kulturkritik des langen 19. Jahrhunderts (S. 201-215). Je weiter die Nationalstaatsbildung voranschritt, umso mehr wurden die deutschen Bilder vom Westen durch eine nationale Brille gesehen – kulminierend in den Stereotypen des Jahres 1914. Bereits der Beitrag von Mark Hewitson über das Kaiserreich und die „Kulturländer“ hatte die von Friktionen, Konkurrenzgefühlen und Gleichheitssuggestionen gekennzeichnete Beziehung der Wilhelminischen Eliten zu den westlichen Taktgebern imperialer Weltpolitik behandelt (S. 55-68): „Many Wilhelmine commentators assumed that Germany was different“ (S. 58). Aber eben nicht alle und nicht zu jeder Zeit, so liest man.

Stefan Vogt stellt in seinem Text über die Bilder des Westens bei deutschen Juden um 1900 heraus, wie sehr diese von einer generellen Einbettung in die deutsche Kultur- und Geisteswelt geprägt gewesen seien (S. 124-136). Abgesehen von teils signifikanten jüdischen Eigenheiten im Zeitalter des entstehenden Zionismus sei zunächst eine Assimilierung festzustellen, die jedoch der stärkeren Betonung des eigenen Jüdischseins wich, je spürbarer der Unterschied zwischen Deutschland und dem Westen im Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg wurde. Marcus Llanque untersucht mit der Erfindung der „westlichen Demokratie“ im Ersten Weltkrieg ein Thema (S. 69-80), das gegenwärtig in dem Maß an Fahrt aufnimmt, wie der 100. Jahrestags des Versailler Vertrags sowie Jubiläen von Signaturen der sich anschließenden Zwischenkriegszeit näher rücken. Llanque arbeitet heraus, wie die propagandistische Benutzung des Begriffs der „(westlichen) Demokratie“ sich innerhalb der Debatten in Deutschland und in den Ländern des Westens änderte, bis hierzulande nur noch simplifizierende, spöttische Bilder der demokratischen Bemäntelung des imperialen Kapitalismus übrig

blieben. Anselm Doering-Manteuffel blickt schließlich von dieser Distanzierung bis zum weitgehenden Anschluss der geistigen Eliten Deutschlands an den Westen seit den 1950er Jahren (S. 81-93); zwei militärische und eine Vielzahl geistiger Niederlagen und Ernüchterungen später. Mitten in diese Findungs- und Verortungsphase taucht Austin Harrington ein. Sein Aufsatz behandelt die Perzeption des „Westens“ im liberalen Denken während der Weimarer Republik (S. 167-182). Die Vielzahl der Namen und Strömungen, Agenden und Konzepte zeugt eindrucksvoll von zweierlei: Der Kennerschaft des Autors und der entgegen unserer aus der historischen Kenntnis der Jahre 1932/33 resultierenden Setzungen generellen Offenheit der Debatten und Entwicklungen in den zwei Jahrzehnten zuvor.

Riccardo Bavaj greift mit Ernst Fraenkel einen der Denker der Zwischen- und Nachkriegszeit heraus, der, aus dem englischen und amerikanischen Exil zurückgekehrt, maßgeblich die bundesrepublikanische Politikwissenschaft geprägt habe (S. 83-98). Der Begriff der „Western democracy“ wurde für Fraenkel und seine Leser zum Schlüssel für die Überwindung totalitären Denkens. Welche Geister Fraenkel in der als illiberal empfundenen 68er Revolte erblickte, ist leicht vorstellbar. Als Fraenkel 1975 starb, konnte er keineswegs beruhigt über eine „Westernization“ Deutschlands sein. Die schärfste bis dahin dagewesene deutsche Ablehnung des Westens, diejenige im „Dritten Reich“, behandelt Philipp Gassert (S. 216-229). Er stellt überzeugend das Diffuse der Bilder des Westens im generell ja zu diffusen Denkbildern neigenden Nationalsozialismus heraus.

Martina Steber vermisst den Raum, den Alexis de Tocqueville in den Gedankengebäuden westdeutscher Konservativer der frühen und mittleren Bundesrepublik einnahm (S. 230-245). Man lernt, dass der „westliche“ französische Philosoph nicht nur zu den Penaten Kiesingers gehörte, sondern noch ganz andere Rezipienten hatte. Weniger philosophie- als ideologiegeschichtlich geht es in Stefan Bergers Beitrag über den Ort des „Westens“ in den Spiegelungen der deutschen Sozialdemokratie in ihrem britischen Gegenüber ein, in der *longue durée* zwischen Kaiserreich und dem Ende des „Dritten Reiches“. Dominik Geppert knüpft zeitlich an diesen Beitrag an (262-276) und untersucht die Ost-West-Selbstverortungen linker Intellektueller in dem schmalen Zeitfenster scheinbarer Offenheit zwischen 1945 und 1949. Katherine Pence schließt den Band dramaturgisch gelungen mit dem ambivalenten Verhältnis der DDR zur westlichen Konsumkultur ab (S. 277-292). Obwohl dieses Thema auf wenigen Seiten nur gestreift werden kann, gehört es auch in knapper Form in den Band, auch mit dem Ausblick in die „Westernization“ Ostdeutschlands nach der Wiedervereinigung.

Obwohl es mit diesem letzten Text eher handfest um Ökonomie ging, kann nach der Lektüre des Bandes erfreut ausgerufen werden: „Die Ideengeschichte ist tot, es lebe die Ideengeschichte!“ Etliche weiterführende Fragestellungen und Einzelaspekte bleiben noch zu klären; die Forschungsaktivitäten und Tagungsorganisationen der Herausgeber belegen das anhaltende Interesse an den übergeordneten Fragestellungen der heterogenen Konzepte des „Westens“ sowie den Gewinn ihrer Behandlung durch Historiker, Soziologen und Kulturwissenschaftler. Vielleicht können letztere in Zusammenarbeit mit Architekturhistorikern ja erkunden, weshalb neben einem Faksimile der Titelseite der im Beitrag von Benjamin Schröder behandelten Zeitung „Der Bote aus dem Westen“ aus dem Jahr 1831 eine kolorierte Fotografie des 1897 fertiggestellten Münchner Justizpalastes auf dem Cover des Bandes zu finden ist.

Friedrichsruh/Hamburg

Ulf Morgenstern